

## Predigt Kirche Rohrbach, 17. Oktober 2021

**Lesung: Lukas Evangelium 10, 25–37**

**Predigt: Lukas Evangelium 10, 38–42**

Wenn man heute irgend jemanden in einer Großstadt auf der Strasse fragen würde, wofür die Kirche steht und wozu die Kirche gut ist, würden die meisten Menschen wahrscheinlich in etwa sagen: ja, die Kirche macht ja viel Gutes, sie hilft den Menschen, sie setzt sich politisch für Arme und Entrechtete ein. Und ja, die Kirchen im Stadt- oder Dorfzentrum sind ja schon auch irgendwie wichtig, dass sie erhalten bleiben.

Nun, natürlich ist es ja auch gar nicht in Abrede zu stellen, dass es wichtig ist sich für Menschen einzusetzen und zu helfen. Wer wollte dem widersprechen? Freilich über die Art und Weise, Umfang und Methoden lässt sich streiten. Aber dass wir Christen für andere Menschen da sein sollten, kann man nicht verleugnen. Wir haben in der Lesung vorhin ja diese bekannte Geschichte aus dem Lukasevangelium gehört. Das Gleichnis vom „barmherzigen Samariter“ ist eines der bekanntesten Kerntexte der Bibel. Selbst Nichtchristen kennen diese Geschichte und wissen die Kirche immer wieder an ihre Pflichten zu erinnern.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt Jesus somit als eine perfekte Illustration dessen, was die Nächstenliebe konkret bedeutet. Ein Schriftgelehrter hat Jesus auf die Probe stellen und ihn in theologische Fangfragen verwickeln wollen. Wie komme ich ins ewige Leben? Oder was dasselbe bedeutet: Wie komme ich zu Gott? Jesus antwortet klar und knapp: **„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.“**

Den Nächsten lieben wie dich selbst. Wie gut kennen wir diese Aussage von Jesus, die auch schon in der Torah, im Gesetz des Alten Testaments steht. Was wir allerdings weniger gut kennen, ist der erste Teil der Antwort Jesu: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt.“ Alle drei Liebesgebote, die Jesus als Antwort gibt, sind gleich wichtig: Gott zu lieben, den Nächsten zu lieben, sich selbst zu lieben. Dennoch denke ich, ist es kein Zufall, dass die Liebe zu Gott an erste Stelle gesetzt wird. Damit fängt alles an. Der ganze Dienst Jesu lässt sich nicht verstehen, wenn man diese Dimension Seiner Liebe zu Seinem Vater klammheimlich unterschlägt.

Was heißt aber genau, „Gott zu lieben“? Ist es ja nicht eher so, dass Gott uns liebt? Das hören wir ja häufig in den Predigten. Zu Recht auch. Aber Gott zu

lieben? Damit können wir in der Regel nicht so viel anfangen. Dazu gibt es ja keine schöne Geschichte in der Bibel, die man klar und einfach den Kindern erzählen könnte. Nicht wahr? Es ist recht seltsam, dass man ausgesprochen oder unausgesprochen so denkt. Denn gerade nur eine Erzählung nach dem Gleichnis des barmherzigen Samariters, kommt sehr wohl eine Geschichte vor, die sehr schön zeigt, was es bedeutet, Gott zu lieben und wie man dies tut. Gleich nach dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, heißt es folgendermaßen:

### **Lukas 10,38-42**

Vielleicht kennt der eine oder andere diese Geschichte. Wahrscheinlich werden die meisten von euch insgeheim mit Marta solidarisieren. Sie hilft, sie rückt, sie müht sich ab – und statt einem Dankeschön, wird sie – ausgerechnet von Jesus – noch zurechtgewiesen. Das ist wirklich nicht so nett von Jesus. Stattdessen lobt er diese Nichtsteuerin, die gemütlich in einer Ecke hockt und Jesus einfach nur zuhört. Was hat das mit Liebe zu tun?

Wir können uns wahrscheinlich mit Marta so schnell solidarisieren, weil wir in einer Gesellschaft leben, die Arbeit und Beschäftigtsein sehr hoch prämiiert. Man steht im hohen Ansehen, wenn man wegen viel Arbeit gestresst ist und so den Anschein hat, dass man sehr wichtig ist. Dagegen wenn man einfach die Ruhe genießt und auf die Frage „was denn alles so los sei“ die Antwort bekommt: „Ja, grad ist wenig los. Ich mache nichts und ich hab viel Zeit.“ – So etwas sagt man nicht. Man muss sich für so eine Aussage eher schämen. Nicht falsch verstehen – zu arbeiten ist gut und träge sein und faulenzeln ist sicherlich keine Tugend. Aber das Dauergestresstsein, das Dauerbeschäftigtsein, das Leben im Non-Stop Modus ist gewiss auch keine Tugend. Auch wenn in den letzten 1,5 Jahren das Leben etwas an Schnelligkeit nachgelassen hat, so bezweifle ich dennoch, ob wir insgesamt ruhiger, ausgeglichener geworden sind. Ängste, Sorgen, inneren und äußeren Druck hatten und haben wir weiterhin.

Was genau tat denn Maria, das Jesus so sehr lobte. Wenn man es ja genauer betrachtet, muss man feststellen: nichts! Also vielleicht doch nicht ganz: sie saß zu Jesu Füßen und hörte Ihm einfach zu. Das klingt jetzt vielleicht nach nicht allzu viel. Aber in Wahrheit ist es sehr viel, was Maria hier tut. In der damaligen Zeit – wie auch heute im Nahen Osten – war es üblich, dass die Frau die Gäste wie ein Diener bewirten muss. Vor allem wenn es sich um einen hohen Ehrengast handelt, wie der Rabbi Jesus es war. Marta tut, was man gesellschaftlich, kulturell von einer Frau erwartet hatte. Marias Verhalten hingegen ist höchst unverschämt und unanständig. Nicht nur macht Maria nichts, sie sitzt Jesus sogar vor den Füßen. Der Apostel Paulus schreibt in seinen Briefen an einer Stelle, dass er zu den Füßen seines berühmten Rabbis Gamaliel gesessen habe. Das heißt nicht, dass er keinen Stuhl in Klassen-

zimmer gefunden hat, sondern es zeigt seine besondere Nähe zu seinem Lehrer an. Paulus war also der Lieblingsschüler, der engste Vertrauter des Rabbi. Nun muss man auch wissen, dass es Frauen nicht einmal erlaubt war mit einem Rabbi einfach so zu reden, geschweige denn „zu seinen Füßen zu sitzen“. Maria setzte sich über die an sie herangetragenen Erwartungshaltungen massiv hinweg. Und zudem ließ sie sich von den bösen Blicken ihrer (wahrscheinlich älteren) Schwester nicht irritieren. Sie fokussierte auf etwas Wichtiges. Nichtstun! Welchen Mut hat es also Maria gekostet, einfach nur da zu sein, zu den Füßen Jesu zu sitzen und ihm zuzuhören. Welches Vertrauen musste sie in Jesus haben – dass er nicht nur nichts dagegen hat, sondern das er ihr Verhalten sogar ausdrücklich wertschätzt. Jesus sagt ja ausdrücklich: „Maria hat das gute Teil erwählt.“ Auch uns kostet es Mut sich zu Jesus zu bekennen, an Gott zu glauben. So viele Stimmen gibt es, die uns davon abhalten wollen. In der heutigen Zeit herrscht eine Erwartungshaltung, sich nicht allzu viel mit solchen „nutzlosen“ Dingen zu beschäftigen, wie in die Kirche zu gehen, Bibel zu lesen, zu beten, das Heil zu suchen, die Bestimmung in diesem Leben zu finden. „Du musst aber...“ / „Du sollst aber“ ... Es kostet Mut sich von diesen Stimmen nicht beirren zu lassen und die Nähe Gottes zu suchen – über alle Erwartungshaltungen hinweg.

Es gibt aber noch einen tieferliegenden Grund, weshalb das Verweilen zu den Füßen Jesu – also in der Nähe Gottes – herausfordernd ist. Im Verweilen, in der Ruhe, in der Stille wird man auf einmal mit sich selbst konfrontiert. Und das ist häufig nicht so angenehm. Denn alles schwierige in uns wollen wir lieber verdrängen: am meisten durch viel Beschäftigung und Arbeit, durch zerstreute Vergnügungen, durch Konsumieren von Nachrichten, durch Rauschmittel, Alkohol oder Schlafmittel, etc. etc. Ich nehme mich da überhaupt nicht raus. Wir sind eine sehr geschäftige Kultur geworden. Wie Marta sind wir unentwegt am Werkeln, am Tun. Bekommen dafür Anerkennung und wir können uns dabei noch wichtig fühlen. Negative Konsequenzen wie Burn-out, Überforderung, Stress tun wir dann als bedauerliche Nebenwirkungen ab.

Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir nicht so gestresst sind, weil wir so geschäftig sind, sondern wir sind so geschäftig, weil wir ständig innerlich gestresst sind – weil wir es mit uns selber nicht so gut aushalten. Weil wir alles tun, nur um zu vermeiden uns in den Spiegel zu schauen und Mal die Frage zu stellen, wie es um uns selbst denn wirklich steht. Wer ich wirklich bin und was meine eigentliche Aufgabe ist. Lieber beschäftigen wir uns zu Tode, als mit uns selbst konfrontiert zu werden. Einfach nur da zu sein vor Gott. Einfach nur Gott zuzuhören. Das ist sehr schwer. Unangenehme Dinge könnten hoch kommen. Eine schwierige Vergangenheit, Sorgen um die Zukunft, belastende Beziehungen, Sorgen, Ängste, Scham,... Und dann noch die Ohren zu spitzen und Gott zuzuhören, Ihm unsere ganze Aufmerksamkeit zu schenken und sich nicht abzulenken von den digitalen Zerstreungsmöglichkeiten und von den

suggestiven Stimmen im Kopf, die dies als höchst zeitverschwenderisch und unnötig erscheinen lassen. Ich denke diese Erzählung von Maria und Marta ist mehr als aktuell. Und eine schöne Illustration dessen, was uns rausholen könnte aus unserem inneren und äußeren Stress. Ich denke nicht dem aktivistischen Lebensstil gehört die Zukunft der Kirche. Sondern dem meditativen Lebensstil, dem kontemplativen, d.h. dem betrachtenden, verweilenden. Maria zeigt es uns vor, wie das geht. Und so auch, was es heißt Gott zu lieben: Gott zuzuhören. Mit Gott zu sprechen. Mit Gott Zeit zu verbringen. Übrigens – nichts anderes bedeutet eigentlich Gebet. In der Bergpredigt sagt Jesus was man tun soll, um zu beten: Die Tür schließen und in der Stille fernab des täglichen Lärms der Welt nicht viele Worte plappern und schlicht und einfach all das was im Herzen ist vor Gott zu bringen. Gutes und Schlechtes, Sorgen und Freuden, Ängste und Hoffnungen. Gott weiß ja was in einem vor geht. Aber Er möchte gerne, dass wir es auch wissen. Denn uns selbst ist unser eigenes Herz häufig verborgen, unbekannt und manchmal auch unheimlich.

Gott zu lieben heißt auch sich von Gott etwas sagen zu lassen. Sei es, dass man sich herausfordern lässt von Gott. Dass man Gott die Ehre gibt, indem man Ihm erlaubt Korrekturen für das eigene Leben zu geben. Oder sei es, dass du Ihm wirklich vertraust, dass Gott dich bedingungslos liebt. Denn nur mit diesem Vertrauen wirst du dich ihm überhaupt öffnen können. Dieses Vertrauen hatte Maria in Jesus. Sie vertraute auf seine Liebe, die sie all die gesellschaftlichen Erwartungen vergessen ließ. Gott die volle und tiefe Aufmerksamkeit zu schenken und Seiner Liebe zu uns zu vertrauen – das bedeutet Gott zu lieben. Und wenn wir so lernen Gott zu lieben und ihm zu vertrauen, wird auch das andere fast automatisch folgen: den Nächsten zu lieben. Den Nächsten zu lieben, bedeutet eben nicht nur geschäftig zu mühen und zu sorgen wie Martha es getan hat, sondern jemanden wirklich tief zu lieben, bedeutet ihm Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken. Ehrliches Interesse. Liebevoller nicht geheuchelter Annahme des Anderen. Das ist aber nicht etwas Selbstverständliches, sondern ist allererst zu lernen. Bzw. dies wird von Gott geschenkt. Das ist sicherlich eine der Gründe, weshalb die Christenheit allererst aufgerufen ist Gott zu lieben. Das ist die Voraussetzung um auch den Nächsten wahrhaftig lieben zu können. Und schließlich und nicht zuletzt auch sich selbst. Es ist Zeit, dass diese Geschichte von Maria und Marta mindestens dasselbe Gewicht bekommt wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und die Kirche wieder für das geschätzt wird, was nach Jesus das wichtigste Gebot ist: „**Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all unserer Kraft.**“ Denn er liebt uns bereits von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all seiner Kraft. Amen

*Pfr. Gergely Csukás*